



Новини від НеСТУ, сичень 2004

[Neues von NeSTU, Januar 2004]

Liebe Freundinnen und Freunde

Mit der Bezeichnung „Erhöhte Sicherheitsgefährdung“ wird auf der Homepage der österreichischen Botschaft in Kiew vor der Ukraine gewarnt. In der Region Transkarpatien sei besondere Vorsicht „in krimineller Hinsicht“ geboten. Reisende im Zug sollten jeweils gleich ein ganzes Abteil, oder noch besser einen eigenen Waggon mieten, damit sie ja nicht von Ukrainern gefährdet würden...

Ausser einigen Betrachtungen zur Sicherheitslage berichten wir in diesen Novyny über die Mediensituation in Transkarpatien, über eine Winterreise in die Berge der Huzulen und über ein Buch des ukrainischen Schriftstellers Jury Andruchowytch, erschienen im Suhrkamp-Verlag. Dann noch einige Neuigkeiten von Cantus und Hudaki, sowie einer Soforthilfe der DEZA für das Flüchtlingslager in Pavchino.

Mitgearbeitet an diesem Brief haben Natascha und Lessja von Nestu-Ukraine, sowie Irena vom Pressclub-Uschgorod, Redaktion Jürgen

Von Wölfen und Konsulatsangestellten

Zum Glück wissen die österreichischen Sicherheitsstrategen nichts von dem Wolf, den Sasha Glyadyelov vor zwei Wochen mitten im Dorf von Lopukhovo um ein Haar fotografiert hätte, wenn der nur etwas länger in seiner Pose verharrt wäre. Offenbar war es in diesem Fall aber doch der Wolf, der sich durch Sashas Objektiv verunsichert fühlte. Einheimische, die alt genug sind um sich daran erinnern zu können, erzählen von den strengen Wintern der 50er Jahre. Die hungrigen Wölfe kamen Nachts in grossen Rudeln ins bewohnte Gebiet. Zu Vollmond umzingelten sie das Dorf und heulten von allen Seiten, kein Mensch wagte sich auf die Strasse.

Die Sicherheitslage in Transkarpatien ist heute für Ausländer nach meinen Erfahrungen beinahe optimal. Selbst die Verkehrspolizei, für die ausländische Fahrzeuge früher bevorzugte Opfer waren, hat ihren Appetit gezügelt. Nur wer bei einer Kontrolle in vorauseilendem Gehorsam gleich sein Portemonnaie zückt, muss eine der fiktiven Bussen ohne Quittung zahlen. Nachdem vor bald zwei Jahren die früher obligatorische und sehr mühsame Anmeldung bei der Fremdenpolizei abgeschafft wurde, hat der ausländische Gast von Seiten der Behörden kaum mehr Unbill zu befürchten.

Es stimmt hingegen, dass das Reisen im Zug im gemeinsamen Abteil mit Einheimischen gewisse Risiken birgt. Die Gastfreundschaft nämlich kann den unerfahrenen Westeuropäer in arge Verlegenheit bringen. Soll er den auf dem Tischlein ausgebreiteten Speck, die Salzgurken, Hühnchen, Frikadellen und den Wodka stundenlang hartnäckig ablehnen, oder ist die kulinarische Verbrüderung ratsam? Die Reise von Ushgorod nach Kiew zum Beispiel dauert 18 Stunden, genügend Zeit, um Bekanntschaft zu schliessen. In den billigen Liegewagen ohne Zwischenwände mit etwa 60 Plätzen, den „Platzkartnij“, herrscht meist überraschende Disziplin. Niemand (ausser gelegentliche Schnarcher) stört die Nachtruhe, und wer noch spät auf seinen Liegeplatz muss, gibt Acht, nicht die hie und da auf den Gang herausragenden Füsse anzurempeln.

Wir Westeuropäer werden in der transkarpatischen Öffentlichkeit nach wie vor als solche erkannt. Der bei ihnen vermutete Reichtum führt dennoch kaum zu Problemen und ich fühle mich in den unbeleuchteten Strassen Ushgorods und in der Provinz sicherer als in gewissen Quartieren von Schweizer Städten.

Die Transkarpatier sehen ihre Sicherheitslage verständlicherweise aus einem anderen

Blickwinkel. Die eigenen Behörden sind der grösste Risikofaktor im Leben einer durchschnittlichen Familie. Dass Behörden eigentlich Dienstleistungsunternehmen für den Bürger sein sollten, hat sich bisher kaum herumgesprochen.

Ein grosser Teil der arbeitsfähigen Bevölkerung ist auf Geschäftsleute, die Saisonarbeit vermitteln, angewiesen. Deren Dienste sind häufig mit einem ziemlich grossen Risiko verbunden. Sie verlangen saftige Vorschüsse, um so mehr, als es sich meist um Schwarzarbeit und, wenn es ins Ausland geht, auch um teure, irregulär erlangte Visa handelt. Diese ukrainischen Manpower-Manager verschwinden ab und zu auf unerklärliche Weise, wenn der Arbeitssuchende schon an seinem Zielort angekommen ist. Der kann dann froh sein, wenn er wieder in Besitz seines Passes kommt und noch genug Geld für die Heimreise hat. Der Vorschuss ist jedenfalls weg. Ein Visum nach Italien zum Beispiel kostet zwischen 500 und 1'000 Dollar.

Als ob das alles nicht schon genug wäre, haben die Nachbarländer Slowakei, Tschechien, Polen und Ungarn auf Geheiss der EU Visapflicht für Ukrainer eingeführt. Zunächst schienen die Bedingungen milde, und der Grenzverkehr zu Ungarn nahm mit der Einführung am 1. November nur um etwa 10 bis 20 Prozent ab. Der Schein trügt aber. Ein grosser Teil des Grenzverkehrs geht auf das Konto der Pendler, deren „Beruf“ es ist, täglich Waren hin und her zu führen, die meisten exportieren privat Benzin. Diese Profis haben sich frühzeitig mit Visa versorgt und sie verursachen weiterhin lange Warteschlangen an den Grenzen. Alle anderen - Menschen, die seltener über die Grenze fahren, vielleicht manchmal ein Familienmitglied besuchen oder eine Besorgung machen wollen, haben das Nachsehen. Die Frist, um ein Visum für Ungarn zu erlangen, beträgt mittlerweile bis zu drei Monaten. Und selbst Inhaber von Schengen-Visa mit Gültigkeitsdauer bis zu drei Monaten müssen zur Durchreise den ungarischen Sichtvermerk beantragen.

Wenn wir unsere ukrainischen Freunde in die Schweiz einladen, benötigen diese neuerdings also drei Visa: ausser dem schweizerischen noch Transitvisa für Österreich (Schengen) sowie das ungarische. Unsere rumänischen Nachbarn hingegen bewältigen dieselbe Strecke nunmehr elegant mit dem blossen Reisepass.

Nur, wer einmal im Winter vor einer Botschaft in der Schlange wartete, und wer die Niedertracht und den schwelenden Rassismus vieler Konsulatsangestellten an der eigenen Haut erlebt hat, kann nachempfinden, was das heisst. An der Schweizer Botschaft, die freilich noch die humansten Usancen pflegt, muss der Bittsteller spätestens um sieben Uhr morgens anstehen.... Der österreichische Konsul in Kiew, den ich vor einiger Zeit kennenlernen durfte, erzählte mir freimütig, dass er in seiner mehrjährigen Amtszeit in Kiew keinerlei private Bekanntschaft zu Ukrainern gemacht habe. Vermutlich auch aus Sicherheitsgründen.

Winterreise zu den Huzulen

Den Besuch unserer Freunde aus der Schweiz zu Neujahr nahmen wir zum Anlass, einen Ausflug in die legendäre Huzulstschyna zu unternehmen. Diese liegt auf am jeweiligen Rand der drei Oblaste Transkarpatien, Tschernowitz und Ivano-Frankvisk, und ist für ihre traditionsreiche Volkskunst bekannt.



Die Reise ist speziell im Winter nicht ganz einfach. Es geht quer durch Transkarpatien über Rachiv und Jassinja zum Jablonitzkij-Pass, der im ersten Weltkrieg heiss umkämpft war und später die Grenze zwischen der Tschechoslowakei und Polen bildete. Direkt auf der Passhöhe geben zahlreiche Händler einen ersten Eindruck der Vielfalt des huzulischen Handwerks. Dies ist für die Touristen gedacht, und stolz liessen wir die Hütten links liegen. Wir wollten ins Kerngebiet dieses kleinen Volksstammes, der sich von den anderen Ukrainern in erster Linie durch die Traditionen unterscheidet.

Der siebzigjährige Hufschmied, Musiker¹ und Instrumentenmacher Michailo Tafijczuk lebt mit seiner Familie etwas abseits eines der Bergdörfer, ohne Zufahrtsmöglichkeit versteht sich. Als wir ihn besuchten, kam er gerade aus dem Wald. Er erklärte uns, dass er genau an

¹ Aufnahmen sind per Internet erhältlich:
<http://sklep.terra.pl/opis.php?lang=en&id=757>

diesem Tag des Jahres eine reife Fichte schlagen musste, um gute Zaunpfosten aus ihrem Holz anfertigen zu können. Obwohl Michailo unter Ethnographen und Musikliebhabern weit über die Grenzen seiner Region hinaus bekannt ist, lebt er weiterhin so einfach wie eh und je. Er ist der letzte Huzule, der Dudelsäcke herstellt. Dazu verarbeitet er die Haut einer ganzen Ziege. Je nach Bedarf baut er ausser Geigen auch alle anderen Instrumente, die für die einheimische Musik nötig sind: verschieden Hirtenflöten, Pauken, tragbare Cymbaloms und Trymbytas (das Alphorn der Karpaten). Seine trotz der Jahre schöne Frau zauberte uns in ein paar Minuten ein köstliches Mahl auf den Tisch, ausser Salz und Zucker war sicher alles selbst hergestellt. Als wir uns wieder auf den Weg machen wollten, war Michailo ganz überrascht. Er hatte seine Tochter schon gebeten, im Nebenhäuschen für uns einzuheizen.

Als wir in Kossiv nach einer Unterkunft suchten, kam uns sein Vorschlag wieder in den Sinn. Fast alle Hotels, Sanatorien und Privatunterkünfte der ukrainischen Karpaten waren für die Weihnachtszeit schon seit Oktober ausgebucht. Für die Kiewlaner und Moskowiten sind unsere Berge zur Modedestination geworden. Schliesslich fand uns die Hausmeisterin eines noch nach sowjetischen Muster funktionierenden Touristenklotzes gegen eine bescheidene Belohnung zwei saubere Zimmer.



Am nächsten morgen machten wir uns schon früh auf den Weg zum Wochenmarkt von Kossiv. Seit Jahrhunderten ist es der wichtigste Markt für huzulische Volkskunst. Früher waren es vor allem jüdische Händler, welche die Waren der Huzulen weiterverkauften. Heute sind es häufig die Handwerker selbst, die ihre Ware in langen Reihen anbieten. Zunächst beeindruckten uns die grossen und schweren Wolldecken: Karden, Spinnen, Weben, alles reine Handarbeit. Etwas abseits dann die Spezialität des Dorfes Scheschory, wollene Wandteppiche in leuchtenden Farben. Aus der ganzen Region kommen Holzschnitzereien, Töpferwaren und Stickereien. Natürlich ist es interessanter, sich mit den Handwerkern bekannt zu machen und sie an ihrem Wohnort zu besuchen. So lernten wir Hanna kennen. Seit über 20 Jahren lebt sie

von der Stickerei und ist eine wahre Künstlerin auf ihrem Gebiet. Ihre Arbeiten zeigte sie uns mit freudigem Stolz. Jedes Motiv hat seine Herkunft, je nach Dorf variieren auch die Farbkombinationen. Die rumänisch beeinflussten blumigen Muster des nahen Tschernowitz sind sogar für Banausen sofort erkennbar. Die meisten Huzulen tragen ihre Trachten noch an Sonn- und Feiertagen, und zur Hochzeit ist das Ehrensache. Bis Ende Februar hat Hanna uns neue Kostüme für Hudaki versprochen.

Zuletzt besuchten wir noch einen alten Handwerker, der Maultrommeln herstellt. Vasy, ebenfalls etwa 70 Jahre hat sogar ein eigenes, zwei-züngiges Modell entwickelt.



Migranten in Not
NeSTU-Mitglied
Andreas Graf hat uns darauf aufmerksam

gemacht, dass die DEZA-Abteilung für Humanitäre Hilfe nach dem Besuch einer Mission im Migrantenlager von Pavschino (s. unsere letzten Novyny) im vergangenen Oktober einen Soforthilfebetrag von 100'000.- Franken geleistet hat. Die konkrete Arbeit vor Ort wird von der Organisation NEEKA geleistet, die einen soliden Eindruck macht.

Cantus – Singwoche 16. – 27. Juli

Wie aus dem beigelegten Prospekt ersichtlich, haben wir die Singwoche mit Cantus vom kommenden Sommer etwas vorverschoben.

Bitte Daten vormerken, anmelden und weitersagen...! In diesem Jahr werden wir wieder einen grösseren Teil der Woche in Nischnje Selischtsche vorbereiten. Nichtsängern schlagen wir eine mehrtägige Exkursion in die Huzulstschyna vor, andere Überraschungen verraten wir noch nicht.

Gleich im Anschluss an die Reise wird Cantus gemeinsam mit den Bamberger Symphonikern und weiteren professionellen Chören in Bamberg, Hamburg und Salzburg das Requiem von Ligeti aufführen.

Hudaki

kommt vom 4.–20. Juni wieder in die Schweiz. Noch gibt es freie Daten...

Dossier: Mediensituation in Transkarpatien

Transkarpatien (1,2 Mio Einwohner) zählt etwa 10 regionale Wochenzeitungen (gewisse erscheinen bis dreimal in der Woche). Die Gesamtauflage ist in den vergangenen fünf Jahren stark gesunken, in erster Linie, weil sich viele Familien keine Abos mehr leisten wollen oder können. Die meisten Zeitungsleser leben in den Städten. Die regionalen Zeitungen gehören politischen Parteien oder Machtblöcken. Jeder Regionalpolitiker, der etwas auf sich hält, hat seine Hauspostille, in Wahlzeiten erscheinen immer zusätzliche Blätter. Regionalpolitiker zu sein heisst auch, als erfolgreicher Geschäftsmann seinen Einflussbereich zu wahren oder zu vergrössern. Die grösste Wochenzeitung der Region, "Rio", (Auflage ca. 20'000) gehört dem früheren Bürgermeister von Uschgorod, der nach einem Gefängnisaufenthalt wegen mafiösen Umtrieben nun oppositioneller Abgeordneter im Parlament in Kiew ist. Das journalistische Niveau von Rio ist ziemlich niedrig. Die Zeitung greift wohl die Macht an und hat deshalb häufig mit der Justiz zu tun, die Angriffe sind aber meist ziemlich unqualifiziert. Ausser Rio haben kaum Medien Probleme mit der Justiz, die Selbstzensur ist gut eingespielt.

Die nationale Tageszeitung "Fakty" wird in der Region stark gelesen. Es ist ein Boulevardblatt, das unter Einfluss des Präsidenten Kutschma steht. Der Informationsgehalt ist gering.

Es ist also nur eine Minderheit der Bevölkerung, die sich durch die Presse informiert. Die anderen haben Fernsehen, oder Radio.

Es gibt in Transkarpatien drei regionale Fernsehanstalten, zwei davon in Händen der aktuellen Machthaber (identisch in Region und Kiew), die dritte gehört der Opposition. (und sendet auch aus deren Hochburg Mukatschewo). Die Nachrichtensendungen sind langweilig und journalistisch gesehen von geringem Wert. Der regionale Sendeanteil beschränkt sich auch auf wenige Stunden pro Woche. Die nationalen Fernsehanstalten sind völlig von Kutschma kontrolliert.

Die meistgehörten Radiosender sind Kommerzsender, die keinen regionalen Charakter haben. Ausnahme ist Zakarpattia FM, unter Kontrolle des Mukatschewer Clans, also klar der Opposition zugehörig, allerdings ohne nennenswerte Informationssendungen. Zakarpattia FM ist im Hinterland zu empfangen, wo die Kommerzsender nicht hinkommen. Ausserdem gibt es noch ein Überbleibsel aus der Zeit der Sowjetunion: "Hala". Das ist eine Art Volksradio, das über Kabel in alle Haushalte kommt. Die Programme werden in Kiew gemacht, natürlich absolut regimetreu. Die ärmsten Leute haben nur Hala.

Radio Svit steht quer in dieser Landschaft. Leider ist es ausserhalb von Uschgorod nicht sehr weit zu hören.

Jedenfalls hören viele Leute, die nicht nur billige Unterhaltung wollen Svit. Der ausgeprägte regionale Bezug wird geschätzt. ("unser Radio").

Ein ukrainischer Schriftsteller in einem grossen deutschen Verlag

Jury Andruchowytsh ist spätestens seit seiner im Suhrkamp erschienen Sammlung von Essays *Das letzte Territorium* zum bekanntesten ukrainischen Schriftsteller im deutschsprachigen Raum avanciert. In der Ukraine ist er nur in Intellektuellenkreisen bekannt. Dass er aus unserer Nachbarregion Ivano-Frankivsk stammt, und auch noch dort lebt, wenn er nicht gerade auf Reisen ist, hat mich besonders neugierig gemacht.

Mein erster Eindruck von Andruchowytsh' Essays stand im krassen Gegensatz zu den guten Kritiken aus der deutschsprachigen Presse. Ein aufgeblasener, arroganter Kerl blickt vom Podest seines internationalen Erfolgs auf die Niederungen herab, in die sich seine Landsleute begeben, die nur darauf warten, ihn auszurauben... Nach vollendeter Lektüre habe ich mich doch noch mit ihm versöhnt. Allerdings befürchte ich, dass ein grosser Teil seiner westlichen Leserschaft ihn falsch versteht. Dies gibt er im Nachwort implizit zu: „In anderen Essays, die sich vor allem an ukrainische Leser richten, habe ich buchstäblich herauszuschreiben versucht, dass es mir nicht passt, wo wir heute angekommen sind und was für ein Erscheinungsbild wir bieten.“ In diesen Essays geht es sicher nicht

darum, ein nuanciertes Bild von seinen Landsleuten zu zeichnen. Das Überzeichnen trifft ihn denn auch einige Male selbst, zum Beispiel als er sich in der Rolle des ausgeraubten Wohnungsbesitzers zum Besten gibt.

Der Text „*Das letzte Territorium*“ hat mich schliesslich begeistert. Nur frage ich mich, was Andruchowytsh wohl zu Transkarpatien eingefallen wäre, wenn er über sein heimatliches Galizien schon so bitter schreibt? Um sein Pamphlet auf Galizien nicht falsch zu verstehen, müssen wir die Hassliebe des Autors zu dieser Region begreifen, seiner Heimat, die er nicht verlassen will, die sein „letztes Territorium“ sei, dieses nichtexistierende Mitteleuropa, das er verteidigen und als zerstückeltes Flickwerk „mit den groben Fäden meiner eigenen Versionen und Ideen wieder zusammennähen“ will. Zum Titel dieses Textes, der zugleich jener des kleinen Bandes ist, erklärt er zuletzt, er hoffe, es stecke mehr Hoffnung als Verzweiflung darin. Diese Bemerkung ist alles andere als überflüssig.